

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Mit dem Foto eines verliebten Paares in der Pariser Metro veränderte sich alles. Nicht gleich. Nicht sofort. Aber später. Und ganz woanders. In einem Land im hohen, weißen Norden. Dort wo Nanna und Gylfi sich ein ruhiges, beschauliches Leben aufgebaut haben. Sie liebt ihren Garten, er das Fliegenfischen. Alles ist für alle gut geregelt in der Familie. Erst als der französische Fotograf in ihr Leben tritt, gerät das Gerüst ins Wanken.

»Baldursdóttir hat einen meisterlich komponierten Familienroman geschrieben, der über die Familie hinaus die großen Fragen über Veränderungen im Leben, über Bedrohungen und Ängste stellt.« *Bad Dürkheimer Stadtanzeiger*

Kristín Marja Baldursdóttir ist eine der bekanntesten Schriftstellerinnen in Island. Im Fischer Taschenbuch Verlag sind lieferbar: »Möwengelächter«, »Kühl graut der Morgen«, »Hinter fremden Türen«, »Die Eismalerin«, »Die Farben der Insel« und »Sterneneis«. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Reykjavík.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

KRISTÍN MARJA BALDURSDÓTTIR

Sommerreigen

Roman

Aus dem Isländischen von
Tina Flecken

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2016

Die isländische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Kantata« bei Forlagid, Reykjavík.
© Kristín Marja Baldursdóttir 2012

© 2015 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-19856-6

Sie betraten die Metro, beide so hell, so strahlend, dass die Fahrgäste, die bis dahin mit gesenkten Köpfen vor sich hingestarrt hatten, um den Blicken der anderen auszuweichen, alle im selben Moment aufschauten. Kurz darauf wieder nach unten sahen oder aus dem Fenster, wo sie auf ihr eigenes Spiegelbild trafen.

Die beiden Zugestiegenen griffen nach der Stange in der Mitte des Wagens, hielten Ausschau nach freien Plätzen in der Nähe, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen. Der Mann entdeckte einen freien Platz neben einem dunkelhäutigen Mann und bedeutete der Frau, sich dort hinzusetzen. Er stellte sich neben sie, griff nach einer der Halteschlaufen, die von der Decke hingen, und redete weiter. Die Frau sah immer wieder zu ihm hoch, warf ein Wort ein, lächelte, ließ ihren Blick dabei über die Fahrgäste schweifen, die ihr am nächsten saßen, drei Farbige mittleren Alters, eine ältere Frau mit einem kleinen Hund auf dem Schoß und ein junger Mann, der afroasiatischer Herkunft zu sein schien. Ihre Augen blieben einen Moment länger an ihm haften als an den anderen Fahrgästen, danach schaute sie ihn nicht mehr an.

Doch er schaute sie an.

Der dunkelhäutige Mann blickte hingegen kein ein-

ziges Mal zu der blonden Frau neben sich. Er starrte aus dem Fenster, wo es nichts zu sehen gab außer den düsteren Tunnelwänden, musterte dabei verstohlen sein Spiegelbild. Neugierig betrachtete der junge Mann die Gegensätze aus Nord und Süd, die nebeneinander saßen und sich keines Blickes würdigten.

Der blonde Mann, der neben der Frau stand, ignorierte ihn und hatte nur Augen für die Frau, mit der er sprach. Ebenso wenig beachtete er die anderen Fahrgäste im Wagen, die schwiegen und die Zeit totschlugen, indem sie der Sprache der beiden lauschten.

Der junge Mann, der die Gegensätze aus Nord und Süd neugierig betrachtete, sah, wie sich der Gesichtsausdruck des dunkelhäutigen Mannes ganz langsam veränderte. Er kniff die Augenbrauen zusammen, weitete die Nasenflügel, verzog den Mund. Mit zorniger Miene stand er hastig auf und stellte sich an die Tür. Die Frau blickte ihm verwundert hinterher, nutzte dann die Gelegenheit und rutschte zur Seite, damit der blonde Mann sich neben sie setzen konnte. Was er erfreut tat, ohne seinen Redeschwall zu unterbrechen oder sich um das heftige Benehmen des dunkelhäutigen Mannes zu kümmern.

Die Frau lächelte weiter und schaute ihren Sitznachbarn bewundernd an. Da hatte der junge Mann ein Foto von ihnen gemacht, ohne dass sie es bemerkten.

Die Bäume hatten sich ans Haus herangetastet.

In der Kälte das Warme gesucht. Einige hatten ihre Äste bis auf die Veranda gereckt, die Kriechmispel am aufdringlichsten, hatte sich wie eine Schlange im Dunkeln vorangeschoben, so dass ihre Absicht nicht sofort erkennbar war. Die vermutlich darin bestand, möglichst bald die Terrasse zu erobern.

So ist das nun mal in der Entwicklungsgeschichte der Erde.

Nanna weiß das, sie kennt die Pflanzenwelt, kennt ihre Bäume besser, als sie vermuten. Die können sie so leicht nicht täuschen.

Deshalb kommt es ihr merkwürdig vor, dass sie den Übergriff nicht schon früher bemerkt hat. Als hätte sie letztes Jahr beim Einpflanzen gar nicht damit gerechnet, dass sie wüchsen und gediehen, groß und stattlich würden, mehr Platz bräuchten. Woran hatte sie nur gedacht, als sie die Löcher für sie grub, für diese Winzlinge, die sie damals noch waren?

Die große Tanne und die Kiefern, die schon im Garten standen, als sie das Haus kauften, sind nicht so vorwitzig wie die Kleinen. Allerdings fällt ihnen das auch schwerer in ihrer Behäbigkeit, denn sie sind fest verwurzelt,

sich ihrer selbst sicher. Jedes Jahr recken sie sich höher in den Himmel, werfen Schatten, die sich im Sommer in der Abendsonne auf Gärten und Häuser legen. Sind nicht aufdringlich und eifrig wie die Kleinen, die bis an die Tür wollen, um jeden Preis. Nanna hat das bisher nur nicht bemerkt, war im Winter nicht oft draußen auf der Veranda.

Doch nun hat sie gesehen, worauf es hinausläuft. Es gibt kein Zurück mehr. Weder für sie noch für die Pflanzen. Dem muss Einhalt geboten werden, mit der Gartenschere. Jetzt ist der richtige Zeitpunkt, oder ist es vielleicht schon zu spät? Die Bäume haben begonnen, ihr Sommerkleid anzulegen, und die Hecke ist belaubt. Nanna bewaffnet sich mit der Schere. Sie schlüpft in den Gartenoverall, der frisch gewaschen, aber verschlissen ist, genau wie er sein soll, denn eine Gärtnerin macht eine gute Figur in abgetragener Kleidung. Sie zieht das Stirnband an und schiebt die Schubkarre energisch zu der Kriechmispel, nähert sich ihr von hinten wie ein Feind.

Als sie gerade die Gartenschere ansetzen will, denkt sie an den bevorstehenden Sommer, ob er feucht wird oder trocken, ob er eintönig wird oder ob etwas geschieht, das alles verändert. Sie lässt die Schere für einen Moment sinken. Manchmal hat sie das Gefühl, dass sich die Stimmung ohne einen konkreten Anlass verändert. In ihrem Leben, im Leben ihrer Familie, im Leben der Menschen in diesem Land, als löse eine Kette kleiner Ereignisse, die niemand festmachen kann, eine Veränderung im Denken und Verhalten der Menschen aus. Wie ein plötzlicher Niederschlag, für den es keine Erklärung gibt.

Auf einmal wird ihr unwohl, sie hat Angst, dass sich

etwas verändern wird, spürt es geradezu körperlich, als läge es in der Luft. Sie schaut sich suchend um. Dann fällt ihr auf, dass sie öfter von solchen Gedanken verfolgt wird, wenn sie im Garten arbeitet, als ginge die Phantasie mit ihr durch, sobald ihr der Geruch der Pflanzen in die Nase steigt, und galoppiere los gen Süden. Ins Blaue hinein. Sie beschließt, ihre wirren Gedanken, die sie noch nicht einmal selber versteht, zu stutzen und hebt erneut die Gartenschere.

Während sie die aufdringlichsten Äste von der Veranda entfernt, achtet sie darauf, nicht zu viel wegzuschneiden. Sie möchte die Geborgenheit bewahren, diese grüne, behagliche Umrahmung, die der Terrasse ein südliches Flair verleiht und Gästen in unbeschwerter Atmosphäre ein warmes und sicheres Gefühl gibt, Gästen, die sie im Sommer zu göttlichem Trunk auf ihre Terrasse einlädt. Die Vorstellung, dass Menschen auf ihrer Terrasse essen und lachen, erfüllt sie mit Glück, das den Garten durchflutet. Hier und da heben Vögel die Köpfe, als hätte man sie gerufen, und hoffen auf Würmer, weil jemand die Erde durchwühlt.

Als Nanna den Blick nachdenklich über das Braun und Grün ihres Gartens schweifen lässt, sieht sie, wie ein gelbbrauner Klumpen gegen das Wohnzimmerfenster prallt. Sie kennt dieses Biest. Und erstarrt.

Eine Wespenkönigin sucht einen Platz für ihr Nest. Hat den Winter über geschlummert, ist gerade aufgewacht, mürrisch und angriffslustig.

Dieses Ungeziefer hat Nannas Sommerglück fast zerstört, und sie wagt es kaum noch, sich im Garten aufzuhalten, wenn die Viecher wild werden. Nichts fürchtet

sie mehr, als gestochen zu werden. Wie wundervoll die Sommer in Island früher doch waren, als kaum etwas anderes umherschwirrte als Schmeißfliegen, Schnaken und vielleicht ein paar Hummeln, alles harmlose Insekten, wenn auch lästig. Doch dann änderte sich die Welt an einem Tag. Als die Invasion begann.

Eines schönen Sommertags hatte sie auf ihrem Liegestuhl gelegen und mit zusammengekniffenen Augen eine Zeitschrift gelesen, als plötzlich Fliegen umherschwirrten, die es anscheinend darauf abgesehen hatten, hinter ihren Stuhl zu gelangen. Sie achtete nicht besonders auf sie, hielt sie der Größe nach automatisch für Schmeißfliegen, war allerdings auch gerade in einen Artikel über die globale Wasserversorgung vertieft. Doch irgendwann nervte sie das Gesurre, sie stand auf, rückte den Stuhl von der Hauswand ab, um herauszufinden, worauf die Fliegen es abgesehen hatten, und entdeckte unter der Fensterbank einen Tennisball. Nanna fand den Tennisball, der frei in der Luft an der Fensterbank hing, so bizarr, dass sie sich zunächst gar nicht rühren konnte. Wie würde die Wissenschaft ein solches Phänomen erklären, und woher, mit Verlaub, kam dieser Tennisball? In ihrer Familie spielte niemand Tennis. Sie streckte die Hand aus und wollte den Ball anfassen, hielt jedoch im letzten Moment inne und rief nach Gylfi, weil sie dachte, er würde das Ding vielleicht gerne sehen wollen. Doch der musterte den Ball nur kurz und sagte dann seelenruhig, das sei ein Wespennest. Sie wäre fast durchgedreht. Schweißgebadet und in Panik suchte sie im Telefonbuch nach der Nummer eines Kammerjägers, während Gylfi nicht lange zögerte und mit einem Glas und einem Stück

Pappkarton bewaffnet das Nest entfernte. Nanna erfuhr nie, was aus dem Nest geworden war, wohin er es gebracht hatte.

Die Königin ist also von ihrem Winterschlaf erwacht.

Nanna zwingt sich, logisch zu denken, was ihr gerade gelingen will, als das Königinnenviech beschließt, sich lieber im nächsten Garten ein Nest zu bauen. Und davonfliegt. Einfach so.

Das Auto war nicht schuld, dass Dúi zu spät zur Arbeit kam, wie er dem Mädchen von der Nachtschicht erzählte – er konnte sich nur nicht entscheiden, was er anziehen sollte. Das Wetter hatte plötzlich nach hellen Farben verlangt, denn es war so deprimierend, schwarz zu tragen, wenn die Sonne schien und die Bäume vor dem Hotel ihr Sommerkleid anlegten. Also hatte er das dunkelblaue Sakko herausgeholt, das gut zu dem hellgrauen Hemd passte, keine zu auffällige oder zu schrille Sommerfarbe, die dennoch eine gewisse italienische Leichtigkeit ausstrahlte, aber sein hellgraues Lieblingshemd war in der schmutzigen Wäsche gewesen, und er hatte sich eine neue Kombination einfallen lassen müssen. Das hatte eine Weile gedauert.

Dúi kommt nie zu spät zur Arbeit, obwohl er morgens gern lange schläft, deshalb ist so ein Fauxpas noch lange kein Weltuntergang. Aber es ist ihm trotzdem unangenehm, der Hotelbesitzer ist schon da und sitzt mit seinem Computer in der Ecke.

Gylfi beginnt den Tag normalerweise damit, dass er in seinem kleineren Hotel Kaffee trinkt und auf dem Laptop ausländische Zeitungen liest. Das macht er an

jedem Wochentag ab acht Uhr, wenn er sich nicht gerade zum Angeln auf dem Land oder im Ausland befindet. Er bleibt ungefähr vierzig Minuten sitzen und lässt sich von der erwachenden Stadt nicht stören. Wenn er die internationalen Nachrichten durch hat, wirft er den Empfangsmitarbeitern und dem Mädchen an der Kaffeetheke einen Gruß zu und begibt sich in sein Büro im großen Hotel. Jenem Hotel, das Dúi in Zukunft gerne führen würde. Deshalb sind kleine Patzer schlecht für seine Karriere.

Dúi wirft dem Hotelbesitzer, seinem Vetter, einen verstohlenen Blick zu und überlegt, ob er ihn reinkommen sehen hat, aber Gylfi hat weder aufgeschaut noch seine Beinstellung verändert, seit Dúi ins Foyer getreten ist. Doch Dúi weiß, dass man intelligente Menschen nie unterschätzen soll.

Er löst das Mädchen von der Nachtschicht ab und scheucht seinen Hund unter den Empfangstresen, wo der tagsüber auf einer weichen Matte schläft. Der Hund gibt nie einen Mucks von sich und tapst nur gelegentlich zur Stärkung der Gesundheit durch die Halle, er humpelt nämlich. Er fällt niemandem zur Last, sondern erheitert die Mitarbeiter, allen voran sein Herrchen, das die Oberaufsicht über den Empfang und die kleine Kaffee-Ecke hat, wo sich die Hotelgäste vor ihren Besichtigungstouren beratschlagen.

Die Bedienungen in der Kaffee-Ecke stecken dem Hund unauffällig Kekse zu, woraufhin er sie mit aufrichtiger Bewunderung anhimmelt. Dem können sie nie widerstehen, nehmen ihn auf den Arm, streicheln und kraulen ihn. Dúi hat nichts dagegen, versteht ihre Begeisterung, hält Olli jedoch von den Hotelgästen fern und pfeift ihn

schnell zurück, wenn Gruppen eintreffen. Dann weiß Olli, dass er jetzt ein Nickerchen halten muss. Man kann ja nie wissen, wie die Gäste auf den Hund reagieren, er könnte ihnen auch auf die Nerven gehen.

Allerdings ist Dúi schon aufgefallen, dass die meisten gutbetuchten ausländischen Touristen Schoßhunde wie Olli mögen. Sie sehen ihn manchmal zufällig, stoßen verzückte Rufe aus und erhalten dafür selbstverständlich den besten Service, den das Hotel zu bieten hat.

Aber es kommen auch kauzige Touristen, Einzelgänger und Exzentriker, die mit Fahrrad und Rucksack durch die Welt reisen und aus Orten mit so kuriosen Namen stammen, dass Dúi sie nicht aussprechen kann – wie soll er wissen, was die von Hunden halten?

Der Mann zum Beispiel, der mit seiner Teetasse am Fenster sitzt und Reisebroschüren studiert, könnte aus einem solchen Ort stammen, auch wenn seine Kreditkarte in Frankreich ausgestellt wurde. Das hat nicht viel zu sagen, die Leute sind inzwischen so multikulturell. Aber er sieht gut aus, und die Kamera, die er vor sich auf dem Tisch aufgebaut hat, ist nicht die schlechteste, solche Geräte haben nur Profis.

Das Mädchen von der Kaffeetheke stöckelt mit zwei Tassen in der Hand zu Dúi, wie sie es morgens immer macht, wenn es am Empfang ruhig ist, eine für sich und eine für ihn. Sie tauschen die letzten Neuigkeiten aus, sie erzählt ihm, dass ihre Katze sie gegen fünf Uhr geweckt habe, und er schwärmt von dem Hähnchengericht, das er gestern Abend für sich und seinen Onkel Finnur zubereitet hat, wie er beim Kochen improvisiert und ein phantastisches Gericht kreiert hat.